

Eberhard Syring: Statement zu den Brilltürmen

(1) Zunächst muss ich klarstellen, aus welcher Perspektive mein Blick auf das Brillprojekt fällt: aus der des Architektur- und Stadthistorikers und Architekturtheoretikers.

(2) Diesem fällt auf:

A. dass die jüngere Architekturgeschichte, insbesondere auch die in Bremen, in bestimmten Zyklen abläuft, die von (bau-)konjunkturelle Auf- und Abschwünge bestimmt sind

B. dass in wirtschaftlichen Aufschwung-Phasen ein gewaltiger Veränderungs- und Umbaudruck entsteht, der gern als „innovativ“ oder „Modernisierung“ ausgegeben wird

C. dass in solchen Phasen städtebauliche Konzepte und Rahmenplanungen, aber auch die Baukultur und die Qualität der Architektur einen schwereren Stand haben: gegen wirtschaftliche Partialinteressen

D. dass in solchen Phasen ein breit aufgestellter stadtgeseellschaftlicher Diskurs von großer Bedeutung wird, bei dem es um die Frage geht: wie soll sich die Stadt verändern ohne ihre Identität und Lebensqualität zu verlieren?

E. dass in solchen Phasen ein klar formuliertes städtebauliches Konzept bzw. Leitbild eine wichtige Kommunikationshilfe sein kann

### **Überwältigungsstrategie**

(3) Verglichen mit dem sachlichen Klötzchen-Modell von Robertneun Architekten, das den von der Baubehörde favorisierten städtebaulichen Rahmen mit Verteilung der Baumassen und möglichen Hochpunkten darstellt, bekommen wir bei dem Alternativ-Entwurf von Libeskind, der die mit dem ersten Plan vorgegebene GFZ deutlich übersteigt, durch das Material, das in der Öffentlichkeit zirkuliert, ausschließlich Bilder präsentiert, die wenig bis nichts über das räumliche und stadträumliche Gefüge und die Auswirkungen auf das Stadtbild aussagen, dafür aber auf emotionale Überwältigung durch Bilder setzen – unterlegt mit dem Nimbus des stararchitektonischen Geniestreichs. Und über dieses ausgestreckte Stöckchen wird ja in Kommentaren in den Medien schon fleißig gesprungen.

(4) Bietet dieser Entwurf aber wirklich das, was wir für die Bremer Innenstadt brauchen? Ich befürchte, dass dieses insulare und vermeintlich heilbringende Großprojekt für die Entwicklung der Innenstadt eher kontraproduktive Effekte haben wird.

Hier fünf Argumente für meine Skepsis (ich verzichte dabei aus Mangel an vorliegenden genaueren Informationen auf Fragen nach der Stadtbildqualität, die allerspätestens mit der Diskussion über den in Auftrage gegebenen Hochhausrahmenplan fällig werden): (5)

**1. Stadtunverträglichkeit eines insularen Großprojektes.** Der insulare Charakter und die Größe des Projektes widersprechen der Lage im Stadtkern. Zur Qualität innerstädtischer Lagen gehört nach wie vor eine relativ große Mischung unterschiedlicher Eigentümer- und Nutzungsstrukturen sowie individueller Einzelbauten. Die in der Nachkriegsentwicklung erst allmählich gewachsenen monostrukturelle Nutzung eines ganzen innerstädtischen Quartiers durch die Sparkasse war ja gerade das große stadträumlich Problem, das (zusammen mit der Barriere der Bürgermeister-Smidt-Straße) eine organische Anbindung der westlichen Innenstadt an den Stadtkern verhinderte. Ein Großprojekt aus einem Guss birgt ein hohes Risiko letztlich monofunktionaler Abschottung etwa im Sinne einer Gated Community. Die multifunktionalen Versprechen der Investoren erscheinen mir hoch spekulativ und euphemistisch motiviert. Die gewaltigen Investitionskosten werden schwerlich günstige Mieten für öffentliche Nutzungen oder studentisches Wohnen möglich machen.

(6)

**2. Warum Tabula rasa?** Ähnlich wie beim Hochhausprojekt in der Kohlhöckerstraße entstehen die enormen Investitionskosten auch hier zum Teil durch die Auffassung, man müsse erst mal (bis auf ein relativ kleines Denkmal-Fragment) alles platt machen. Entspricht das eigentlich nachhaltiger grüner Stadtentwicklungspolitik? Warum hat niemand über eine sinnvolle Nachnutzung der schönen neuen Kassenhalle von Haslob nachgedacht – ich könnte mir die gut als Markthalle vorstellen. Dieser Anbau ist gerade mal 17 Jahre alt. Vor etwas mehr als zehn Jahren war man in Bremen noch mächtig stolz darauf, mit mehreren Projekten im deutschen Pavillon auf der Architektur Biennale in Venedig vertreten zu sein: Stichwort „Convertible City“. Der kreative Umbau des etwas angeranzten Billig-Kaufhauses am Brill zum Brillissimo (er wurde von den Kuratoren des erwähnten deutschen Beitrags ausgeführt) ist ein Beispiel, wieviel schöpferische Möglichkeiten der Umbau und die Neuinterpretation älterer, auch nicht denkmalgeschützter Gebäude bietet. Die Speicher I und XI oder der Schuppen 1 in der Überseestadt sind weitere Belege dafür. Man fragt sich: was ist in den letzten zehn Jahren passiert, das solche nachhaltigen und architekturethisch zu begrüßenden Lösungen heute keine Erwägung mehr Wert zu sein scheinen.

(7)

**3. Stararchitektur und Bilbao-Effekt sind Auslaufmodelle.** Am 2. 4. 2016 beschrieb die Architekturkritikerin der Süddeutschen Zeitung, Laura Weissmüller, anlässlich des Todes der Stararchitektin Zaha Hadid das Star-System in der Architektur als Auslaufmodell: „Die Gesellschaft akzeptiert den einen Star nicht mehr, der alles entscheiden will. Zu oft in der Vergangenheit endete dies in Architektur, die keine Rücksicht auf ihre Umgebung, nicht mal auf ihre zukünftigen Nutzer nahm, und die viel teurer wurde als geplant. Bürgerbeteiligung heißt das Zauberwort, ohne das sich heute kaum ein größeres Bauprojekt realisieren lässt.“ Hat sie Recht? Vielleicht müsste man antworten: Schon, nur das kleine Bremen hat die Zeichen der Zeit noch nicht erkannt und entdeckt mehr als zwanzig Jahre nach Fertigstellung des Guggenheim-Museums in Bilbao nun auch den berühmten „Guggenheim-Effekt“ für sich, der ja besagte, dass durch spektakuläre Bauten tausende von Touristen in die Stadt strömten, um diese baulichen Weltwunder zu bestaunen. Aus den Bilbao-Effekt wird aber schnell ein Bilbao-Defekt, wenn die Erwartungen nicht eintreffen, dafür aber eine sinnvollere Stadtentwicklung blockiert haben.

(8) Oft wird zudem der ikonografische Gehalt solcher „Ikonischen Architektur“ schnell zur Lachnummer, denn Architektur spricht zwar zu uns, aber nicht immer besonders deutlich. Auch beim Bremer Libeskind-Projekt gibt es schon erste konstruktive Missinterpretationen.

(9)

**4. Bremen kann keine Großprojekte (und das ist ganz o.k. so).** Bremen hat es vor fast 25 Jahren mit dem Musicon des damals noch frischen und experimentellen Libeskind verpasst, auf diesen Zug aufzuspringen. Damals wäre man Avantgarde gewesen, heute ist man allenfalls Nachhut, noch hinter Lüneburg, Herford und Bad Oeynhausen, die alle schon ihren Libeskind oder Gehry haben und auf die Touristen warten.

(10) Aber es ist ein Charakteristikum dieser Stadt, Großprojekte nicht stemmen zu können und zu ikonischen Gebäuden ein eher gespaltenes Verhältnis zu haben. Wir erinnern uns: als die Musical-Welle schon stark am abschwellen war, kam man auch in Bremen darauf, dass man eines brauche – und war natürlich zu spät dran. Der Space-Park war ein Flop. Und die Straßenbahn rattert noch immer über den Marktplatz, obwohl man sie schon Anfang der fünfziger Jahre unter die Erde bringen wollte. Der Beispiele ließe sich noch viele aufzählen. Vielleicht war die Gründung Bremerhavens das letzte gelungene bremische Großprojekt, und das ist ja fast schon 200 Jahre her. Dieser Umstand löst natürlich periodisch immer wieder Minderwertigkeitsgefühle aus, die rasch mit Innovations- und Modernisierungsausbrüchen kompensiert werden, die sich in Form von Projekten für Schwebebahnen, Hochhäusern, ikonischen Bauwerken oder in der Sehnsucht, zu den sogenannten Schwarmstädten zu gehören, niederschlagen.

(11)

Mein Vorschlag wäre dagegen, den Charakter lässigen Understatements und linksliberaler Aufgeklärtheit, den diese Stadt nun mal besitzt, zu akzeptieren und zu pflegen anstatt irgendwelchen parvenühaften Aufgeregtheiten mit grüngewaschener Baumkulisse auf dem Dach nachzuträumen. Ich finde, das Libeskind-Projekt am Brill demonstriert, dass die Grenze zwischen Star-Architektur und Banalität oder Kitsch eine fließende ist. Für eine fortschrittliche nachhaltige Stadtentwicklung sind andere, kleinere, unauffälligere Dinge erforderlich als Großprojekte mit Überwältigungsanspruch. Eine Schließung des Wallrings um die Stadt zum Beispiel mit zwei leichten, filigranen, fast kaum sichtbaren Fußgänger- und Radler-Brücken wäre für mich ein größeres Symbol städtebaulicher Fortschrittlichkeit als die Türme am Brill.

(12)

**5. Wir haben kein verlässliches und belastbares städtebauliches Konzept und Leitbild.** Die große Schwäche der jüngsten Stadtentwicklungspolitik ist ihre relative Prinzipienoffenheit. Wenn man nachfragt, was denn das zentrale Leitbild des hiesigen Städtebaus sei, bekommt man meist, wenn überhaupt, etwas verschwurbelte, nichts- und allesagende Formulierungen zu hören wie: „lebenswert, urban, vernetzt“. Das tut keinem weh, da passt alles rein. Aber um zu verstehen, was das denn beispielsweise in der Überseestadt oder im Stadtzentrum bedeutet, wünschte man sich schon ein bisschen mehr Präzision und Haltung (ja, durchaus auch Visionen), um die Auffassung zu vermeiden, die Investoren hätten letztlich das Heft in der Hand. In einem offiziellen Text zu Überseestadt lese ich beispielsweise: „Der Stadtstaat Bremen hat sich (...) bewusst dafür entschieden, keinen linearen Entwicklungsprozess mit abschnittsweiser Modernisierung der Infrastruktur zu durchlaufen, sondern dem Projekt eine eigene Dynamik zu gestatten und auf ein Gerüst aus einzelnen Fixpunkten und besonderen Bausteinen zu setzen.“ Bezogen auf das vielleicht etwas anderes gelagerte Brill-Projekt wären nun die entscheidenden Fragen, wieviel Eigendynamik die Stadt hier zu gestatten bereit ist und ob der Robert-Neun-Plan die notwendigen Fixpunkte liefert.